

Verbundkatalog Kalliope

Artikel zu "Eros und die Evangelien"

Bonsels, Waldemar

u. o.D.

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Ein neues Buch von Waldemar Bonsels.

„Eros und die Evangelien“.

(Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. Main).

Alle Bücher von Bonsels kann ich mir unter einem Sauch wunderlicher Bewegung aus der Hand legen. Weil ich den friedenvollen und doch von Lebensfreudigkeit durchdrungenen Kiem dieser deutschen Seele bis in alle Fingerknochen fühle. Steht man (mit Willen zwar, jedoch nicht immer mit Zuneigung) anmerklichen Auges und mit allen Sinnen im Hohen, oder Gerümpel oder windeschwachen Paplerhaus der Aufzwicken und Aufzwicken modernster Dichtung, die mit Värm und Gewölkter Fadelgüte um ihr trügerisches Heim zu machen nicht müde werden: man sieht sich verstimmt des Dichters um, ob nicht einer abseits steht, der mehr zu sagen habe, als für die Temperamentvolle, aber allzu ermüdende Halle der Mozartischen Sechslagerrennen genüge.

Aus solchem Suchen heraus verfallt ich immer wieder der romantischen Musik, die der Pulschschlag aller Werke Bonsels ist. Die kleinen, aber geschickten Epigrammen teilsiger Literatur machen aus ihrem Weltgefühl einen Vitzus. Das Weltgefühl bei Bonsels ist seine deutsche starke Seele: in allem Weltheimweh, allem Bagabundentum, allen Verwundlichkeiten. Ich kann mir nicht helfen: manchmal will einem saltzen in seinen Büchern das Herz in Trümmern gehen vor Abenteuer.

Wer diesen Dichter noch nicht kennt — vielleicht lautet irgendwo ein vom Leben Verkrüppelter, oder ein vom Umkämpfungen Verblühter, oder ein vom Menschenwiderwillen Durchkreuzter — er lese in diesen Büchern. Vielleicht findet er einen Weg: zur anmutigen Kunst des lächelnden Herleins, zur großen Ueberlegenheit über die Dinge (die sich einblenden, eines Menschen Leben auszumachen), zum endgültigen und entscheidenden Erlebnis der wenigen schönen Angelegenheiten dieses Erdenlaufes: Frau, Wald, Meer, Tier, Lenz, Musik.

Wer diesen Dichter noch nicht kennt (und einen Funken nur spürt vom romantischen Lebens- und Weltgefühl), er besitze sich, seinem Buchbinder ein Misstrauensvotum zu geben.

Denn unter dem Namen Waldemar Bonsels steht seit längerem eine Reihe begabter Werke.

„Judenfahrt“. Dieses in aller ruhigen Färbung

best erregende Buch, das über Indien geschrieben wurde. Der es zu Ende beginnt und ihm nicht von Sinn an verfallt, ist entweder ein Ritterlich oder — ein Literarhistoriker.

„Menschenwege“, Notizen eines Bagabunden, ein Manich vom Hohen auf Landstrassen, vom besaglichen: Gassen veränderter Menschen am Zeichen gleichen Gottes auf der Erde, von Grub und Bächen im Vorübergehen, vom ewigen Verbundenheit durch eines Vergessens Länge Tag in Tage.

„Eros und die Evangelien“, das jüngste und vor mir liegende, der zweite Band der „Menschenwege“. Zwei Hälften, zwei Kapitel, zwei Frauen: und das schimmernde Mosaik eines Menschenlebens liegt unübersehbar vor einem. Rosa und Rosa, Schwarz und blond, ein dunkles, tiefes, unvergessliches und ein buntes, strahlendes und verwobenes Bildnis. Stimmliches und Irdisches, Leibes durchsichtigkeit vom ungeheuren Reichthum des Lebens.

„Die Blau Maja“, eine Tiergebißte, wertvoller und beglückender für Kinder, als alle Bilderbücher einer Stadt zusammen. Kellere und Kellere, die darin blühen — verfallen seinem Hauber.

„Das Anselm“, mit einem Luft von Gold, Wasser und Moor, mit einer unbeschreiblich reinen Atmosphäre, einem Haß der warmen Sommerregen auf Millionen wissender Blätter, mit einer Groumheit, ein Bildnis aus Kinderlich und Mädchenklage.

„Bartalm“, die dunklere heikelschöne Entlosgeschichte, zauberlicher Wirtwart von Liebe und Liebesangst, von Sturm und Sturmesangst.

„Der kleine Kamm“, über Meer und Düne das Rauschen der fernem winddurchkammelten Möwen, ein hoher Mensch darin: er auf der Gleichwanderung durch Schmerz und Entzückung in den Tod.

Denke ich an den Dichter dieser Bücher: will ich von einem einzelnen seiner Werke reden, es ist unmöglich, sich nicht an alle andern zu erinnern, die zu schwer an Schönheit sind, als daß sie aus dem Herzen gleiten könnten und vergessen werden. Und niemals könnte ich von seiner Gesamtwerkung sprechen, ohne der Versuchung zu verfallen, jedes einzelne seiner Bücher immer wieder freudig an beleuchten.

Denn alle Wege zu ihm und von ihm führen in die gleiche heimliche Atmosphäre: die Romantik einer deutschen Seele, erfüllt bis zum letzten Gedanken von der Musik des Menschenheitswehs, Weltheimwehs, Gottheitswehs.

Fred Hildenbrandt.

auf solche Art sein Herz preisgibt, weiß, was er tut, wenn er spricht: „Dein Reich komme.“ Erwählt sein heißt ein Weg der Liebe sein; keine Macht der Gedanken löst die Offenbarung; nur im göttlichen Spiel der Gnade geschieht die letzte Vollendung. Die Unermäßigten aber stehen im Licht der Erwählten. Denn die heilige Günst der Gnade ist nicht Besitz eines selbstfüchtigen Herzens sondern „je reiner ein Herz dies Licht ausstrahlt, um so eher ist es erwählt“.

Die Verkündigung dieses Evangeliums wird zur Predigt, die den Rahmen des Kunstwerkes sprengt; aber der Dichter führt die Predigt doch immer wieder zur Kunst zurück, indem er in dem sterbenden Mädchen Liebesgröße und Weltüberwindung verkörpert und ihren Worten, ja ihren Gebärden von dorthin die besondere Prägung gibt. Der „Bagabunde“, der in den Schrein ihres Lichtes tritt, wird dann zum Spiegel und Zeugnis ihrer religiösen Wirkungskraft.

Im zweiten Teil der Dichtung lebt dann der Bagabunde vom Begräbnisplatz wieder in die Welt, um ein Erlebnis zu haben, das ein geistes Gegenbild zur Welt jener geistigen Liebe darstellt, das Erlebnis der sinnlichen Liebe. Die Gründung dieser Szenen mit dem Freitänzen, das Naturkind und Dirne ist, zeigt eine Verbindung von Sinnenreiz und Andacht, eine künstlerische Unbedenklichkeit der Motivierung, eine Kraft, die mir ästhetisch und ethisch nicht zu der Höhenlage des ersten Teiles und auch nicht zu dem Sinn dieses zweiten zu stimmen scheinen. Denn das Ziel dieses Teiles ist, das Reich der Sinnlichkeit als die Welt der Vergänglichkeit von der der unvergänglichen geistigen Liebe zu scheiden. Wir sehen, wie der Held nach dem sinnlichen Erlebnis mit Trauer und Unruhe, mit einem heißen Heimweh nach jenem ewigen Reize erfüllt wird, dessen Offenbarung ihm zu Teil geworden ist. Berufen zum Unvergänglichem, scheidet er sich von dieser Erde, deren Schönheit nur ein Gleichnis der Wahrheit ist. Die vom Vergänglichem nicht gestillte Sehnsucht und Forderung blüht um so mächtiger über der Welt auf. „Und wunderbar! Indem ich nicht ruhe, und mein heiliger Eifer überhand nimmt, strahlt mir die schöne Welt der vergänglichen Erscheinungen entgegen, als spräche sie: Bin ich nicht doch erfüllt, nur deshalb, weil du, aus mir stammend und mit augetan, nicht aufgibst zu fordern?“ So erhält die vergängliche Welt ihren Wert als Mutter der Sehnsucht, die ihre Erfüllung findet in der Heimat des Ewigen. Im ersten Teile verhielt das Mädchen: „Doch die Stunde wird kommen, in der die Finsternis der Welt über dir zusammenfällt, wo du im geistigen Lode am Boden liegst, dann will ich zu dir kommen, ich, deine Liebe, und zu dir sagen: Stehe auf!“ Am Schluß des zweiten Teiles erscheint die Gestalt der Verstorbenen dem tief Erschütterten im Traum: „Sie sah auf mich nieder, und als ihre Augen den meinen begegneten, erstrahlte mein Wesen durch und durch. Sie erhob ihre Hand und rief laut: Stehe auf! Stehe auf!“

In Bezug auf diese beherrschende Idee, den Hinweis auf das Reich unvergänglicher geistiger Liebe, wird dem Dichter trotz der Gedanken gegen die Ausföhrung im zweiten Teil das Recht auf Föhrertum zugesprochen sein.

Gerhard Heine

Waldemar Bonsels, Eros und die Evangelien

Das Kennzeichnende dieses neuen Werkes von Bonsels, das vor Weihnacht gar zu kurz hier angezeigt ist und trotz der berechtigten Einwände einer tieferen Würdigung wert ist, ist die Wendung des Dichters von einer Naturverherrlichung zur religiösen Mystik. „Der Wandel der Natur hat keine Kraft über seine Kreise emporzuheben, allein der Geist . . . Wehe einer Welt, die glaubt, die Natur vollende sich in ihrem Wandel bis zu Gott empor. Niemals! Auch unsere nicht. Nicht wir haben die Liebe erwählt, sondern die Liebe hat uns erwählt.“ So ließe sich mit des Dichters Worten der Sinn der Dichtung wiedergeben: sie knüpft damit an die Idee des Dramas „Norby“ an, wo der Pfarrer spricht:

Doch die Natur erlöst nicht durch ihr Wesen, wer sie versteht, dem wendet sie den Sinn auf die Gemeinschaft mit dem Schöpfer hin, von dessen Herrschaft er in ihr gelebt. Zum Zeitlosen, zum Irdischen geschickt, mit allen Sinnen und mit Kraft begabt, hab ich in Kampf und Leiden Gott erblickt, wie ihr ihn nie im Glück gesehen habt! Und leuchtend lodt dies herrliche Gesicht den Geist zu Einker, Frieden und Verzicht.

Das vorliegende Werk vertieft jene Gedanken zu einer eigentümlichen religiösen Mystik, die sich ganz erfüllt in der Liebe und von hier aus eine mystische Dreieinigkeit glaubt: „Der Vater, das ist der Gehorsam in uns . . . Gehorsam sein heißt der Liebe kein Hindernis bereiten. . . . Der Sohn, das ist die Offenbarung in uns. . . . Er war reiner Geistes, ein freier Weg der Liebe, die vor ihm war und immer ist. . . . und der Geist, das ist die Gemeinschaft. . . . jene Gemeinschaft, die ohne Willkür und ohne Tun unter denen ist, die beschaffen sind, zum Weg der Liebe zu werden.“ Vom Bett eines sterbenden Mädchens aus wird das ganze Leben in das Licht der rein geistig religiösen Liebe getaucht; da scheidet sich alles Kleinliche, Vergänglich, Gedächtnis und es bleibt eine große Zuversicht zum Unvergänglichem und eine Liebeshöhe, die nicht im Wirken auf den Strom des Lebens tätig wird, sondern ihren Nächsten in dem empfindet, dessen Seelenkraft und Geistesgute der ihren gleich ist. Während solche Mystik die Kirche ablehnt als von Lieblosigkeit, Zweifel und Unglauben erschaffen, nährt sie sich am Quell des Evangeliums, indem sie — dem gesellschaftlichen Verstandnisse gegenüber gleichgültig — dessen Worte mit ihrem Sinn erfüllt. Dabei findet sie in ihrer Innigkeit und Geschlossenheit Worte tiefen geistlichen Verständnisses in seiner dichterischen Prägung. „Frage nicht — heißt es d. B. einmal — danach, ob die Menschen dich verstehen, darauf kommt es nicht an, sondern darauf, daß du sie verstehst. Wapne dein Herz nicht, gib es ruhig dahin, sein Heilstum ist ohne Waffen. Aus Quellen, die sich heil und wehrlos in die Täler stürzen, wird der große Strom, das Meer, das Reich. Nur wer

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Walldemar Bonsels: Eros und die Evangelien. Aus den Notizen eines Vagabunden (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) — Heinrich Mann: Die Tote (München, D. C. Necht). — Julius Verstl: Überall Molln und Liebe (Berlin, Wilhelm Borngräber) — Alfred Döblin: Der schwarze Vorhang (Berlin, S. Fischer) — Wilhelm Seb. Schmerl: Kaspar Lederer der Schulz (München, C. S. Bed) — Rudolf Haas: Die wilden Goldschweine (Leipzig, L. Staackmann) — Friedel Merzenich: Der fremde Vogel (Leipzig, Bibliographisches Institut)

Genau vor drei Jahren, im Juni 1918, stellten wir hier als eine der besten Hoffnungen deutscher Erzählungskunst Walldemar Bonsels hin, inzwischen hat der Dichter nichts getan, diese Hoffnung zu enttäuschen; er ist sich und seiner freien, stillen, tiefgründigen Art nicht nur treu geblieben, er hat sich auch in ihr entwickelt. Nachdem er uns als Zwischenspiel und als ein Zeichen ungewöhnlicher Dichterkraft seinen Don Juan geschenkt hat, ein Epos in zwölf Gesängen, das von einer tiefen Grundidee ausgeht und, wenn auch als Ganzes nicht völlig gelungen, doch in einzelnen Teilen von hoher dichterischer Schönheit blüht, legt er jetzt einen zweiten Band jener Vagabundennotizen: Eros und die Evangelien vor. Aber wer hier etwa lustige Landstreicherabenteuer erwartet, der wird eine arge Enttäuschung erleben. Man muß das Wort Vagabund schon etwa mit ruhelofer Erdenfremdling übersetzen, wenn man dem Sinn des Bonsels'schen Landstreichers nahekommen will. Wie der Stromer überall fremd ist und doch in der Landstraße seine eigentliche Heimat sieht, zu der ihn ein unerklärliches Heimweh immer wieder hinaustreibt, so fühlt sich auch der Bonsels'sche Seelenjäger und Weltwanderer als Fremdling, und doch liebt er die Erde als seine schöne Heimat. Nur die Herzensgewalt eines Dichters vermag beides in ein einheitliches Verhältnis zu bringen, und diese Herzensgewalt spürt man beim Lesen fast auf jeder Seite. Eine schwere, tiefe Natur, die sich von allen Vorurteilen des Durchschnittsmenschen befreit hat, sucht hier nach dem einen, was nützt, nach der ewigen Güte und Vernunft des Weltwesens.

Als Angestellter einer Druckerei fristet der Vagabund kärglich sein Leben, als er eines Tages durch Zufall in eine fremde Wohnung gerät, wo er nun sein Wunder erlebt. Ein krankes, dem Tode geweihtes Mädchen, das allein mit ihrer Mutter wohnt, ist dieses Wunder. Sie liegt ruhig auf ihrem weißen Krankenlager, von dem sich ihr blaßes Gesicht kaum abhebt, aber er merkt sogleich, daß es kein gewöhnliches Wesen ist, das den Eindringling mit ihren großen, ruhigen Augen anblickt. Der Vagabund erklärt ihr: „Als ich dies Zimmer betrat und Umschau in ihm gehalten hatte, als ich Ihre Mutter

und Sie gewahr geworden war, hatte ich das quälende Schuldbewußtsein, in das uns Mitleid zu stürzen vermag, aber seit ich nun in der ruhigen Helligkeit Ihrer Augen stehe, bin ich nichts mehr schuldig, Ihre Augen machen das Herz frei.“ Das Mädchen richtet sich auf, stützt sich auf ihre Ellenbogen und sieht ihn mit so großem Erstaunen an, daß er, wie vor sich selbst, erschrickt. „So bist du nun doch gekommen“, sagt das Mädchen schüchtern und langsam, aber mit großer Deutlichkeit und ganz blaß geworden. Sie kann es nicht fassen, daß sie, die völlig Vereinsamte, die an der Grenze des Lebens steht, nun plötzlich noch den einen Menschen gefunden hat, zu dem man Du sagt. Voll ergreifender Zartheit und Tiefe ist nun das Werden und Wachsen der Seelenfreundschaft zwischen beiden. Wir werden in eine reinere, lichtere, höhere Welt versetzt, wie sie nur ein Dichter, vielleicht nur ein deutscher Dichter erträumen und erschaffen kann. Und es sind doch nur die armen vier Wände eines kleinen Raumes, in denen zwei Menschen diese Gemeinschaft kommt und so selbstverständlich heranwächst, wie das Tageslicht anbricht, „von großer Herbeheit und so ernst, wie nur die Jugend zu sein vermag“.

Gleich vollem Harfenton durchklingt eine wunderbare Tiefe und Innigkeit diese Gespräche zwischen den beiden seltsamen Menschen. An alle ernsten und hohen Fragen der Menschheit rühren sie. Eines Tages fragt er sie, was Liebe sei. „Ist sie ein Element, außerhalb unserer, eine Kraft, die in uns einzieht, eine Gnade, der wir teilhaftig werden? Wo ist ihr Ursprung, wo ihr Ende, wo ihr Sinn?“ „Da hob Asja ihr Kinderhaupt aus dem weißen Kissenlager, neigte sich zu mir und sah mich an. Mir war, als bedrohte ihr Auge mich in einem unirdischen Schein, ich erbebe und tauchte in ihren Blick, der klar und still war. Ein unbeschreibliches Lächeln voll süßer Traurigkeit trug diese Stille zu mir. Da fühlte ich mein Herz wie Feuer brennen, schwieg und wußte, daß ich nie mehr im Leben diese Frage stellen würde.“

So möchte man fortfahren, von dem Schönen mitzuteilen, das in diesem Buch beschlossen liegt. Möchte sprechen von der Seelengemeinschaft, wie sie Asja meint, oder von ihrem Christus und ihrem Glauben, den

sie selbst gefunden hat. Aufwühlend und erschütternd wie wenig, was Menschenhand geschrieben hat, ist ihr Tod . . .

Der diktatorische Wunsch des Durchschnittslesers: am Leitseil der Begebenheiten, der „Handlung“ geführt zu werden, ist hier schlechterdings nicht zu erfüllen, denn es sind so gut wie überhaupt keine äußeren Geschehnisse, alles ist innerliches Erleben. Mehr schon bietet der zweite Teil an sichtbaren Vorgängen. Der Held besinnt sich auf sein Bagabundentum, er wandert nordwärts und kommt ans Meer. Sehr schön ist die nächtliche Ankunft an dem großen Wasser und sein Eindruck auf den Wanderer geschildert, wie überhaupt Bonsels' Verhältnis zur Natur zu den reizvollsten Zügen seiner Künstler-schaft gehört. Auf eine jener merkwürdigen Arten, die meistens seine Bekanntschaften mit jungen Mädchen einleiten, lernt er hier eine junge Aristokratin kennen, die bei einer alten vornehmen Tante wohnt. Das Verhältnis mit dieser Tante ist ebenso eindeutig wie kurz, aber meisterhaft erzählt und bei Schilderung der alten Tante Mimsen sogar von echtem Humor durchwürzt. Hier steht die bunte Welt der Vergänglichkeit jener Welt des Unwandelbaren, die des Scheins und Genusses jener der Liebe und des Geistes gegenüber. Wie bei Bonsels, dem Bagabunden mit der adligen Seele, nicht anders zu erwarten, endet das Buch mit einem Aufblick zu jener Welt der toten Asja, deren Andenken das der Lebenden überdauert.

Ein tiefes, feines Buch; nicht für jedermann, denn auch hier überwiegt, wie schon in jenem ersten Band, die Betrachtung und der Gedanke; nur besinnliche, ernste Menschen werden diesem ebenso empfindsamen wie philosophischen Landstreicher folgen. Mitunter geht der Dichter hierin sogar einen Schritt zu weit: nachdem er das Wesentliche schon gesagt hat, verweilt er noch nachsinnend in der Reflexion, auch ist ein hohes Selbstbewußtsein bei ihm offenbar nah verwandt mit einer gewissen Selbstsucht, die sich anderen, geringeren Menschen gegenüber nicht immer rücksichtsvoll hervortut. Aber was will das sagen bei einem Dichter, der seine dem Tode nahe Asja auf des Bagabunden Frage: was Auferstehung sei? so antworten läßt: „Wie mag ein Mensch fragen, was Auferstehung ist, dessen Seele nicht in der Schmerzensfinsternis ihres Grabes liegt? Fragt derjenige, der nicht gefallen ist, die Vorübergehenden, wie er sich erheben könnte? Wer aber nur deshalb fragt, weil er fürchtet, er möchte einmal fallen, der wird keine Antwort erhalten, denn er fragt aus Furcht, und Furcht ist nicht in der Liebe. Aber die Liebe, die in der Welt allein zu antworten vermag, kann nur der Liebe antworten. Sieh, das ist der Irrtum der Jahrhunderte, in denen unsere Geschlechter um Freiheit ringen, daß sie hoffen, die Liebe möchte der Lieblosigkeit Antwort geben. Nur wer aus der Wahrheit ist, hört die Stimme der Wahr-

heit, und wer aus der Liebe ist, hört die Stimme der Liebe . . .“

Durch einen Zufall kommt mir nach Bonsels' Erzählung von der Welt der sterbenden und toten Asja ein neues Novellenbuch von Heinrich Mann in die Hand: Die Tote. Die bedeutendste und längste Erzählung darin, nach der das Buch seinen Titel hat, behandelt gleichfalls die seelische Einwirkung einer soeben gestorbenen Geliebten auf den zurückgebliebenen Mann. Da bietet sich Gelegenheit zu einem höchst fesselnden Vergleich zwischen den beiden Dichtern. Ein Sentblei lockt zur Tiefenmessung. Tod und Liebe sind zwei vortreffliche Prüfsteine für Dichter, zumal wenn sie sich nahe berühren. Laßt uns sehen: Heinrich Mann schildert einen offenbar in seinem Beruf sehr tüchtigen und gescheiten Geschäftsmann namens Cromer, wie er aus der Großstadt nach des Tages Arbeit in sein Landhaus am See zurückkehrt. Seine Geliebte, eine Schauspielerin, ist, weil sie ihn betrogen hat, einige Tage vorher in den Tod gegangen, und in Gedanken an sie schreitet er durch monderhellten Garten dem Hause zu. Allenthalb merkwürdige Eindrücke beschäftigen seine Gedanken, und schließlich, als er im Bett liegt, erblickt er plötzlich die Tote, vom Mondlicht erhellt in der Tür. Es ist, wie sich bald herausstellt, ihr lebensgroßes Bild, das sein Diener an der Tür befestigt hat. Als er am andern Abend wieder nach Hause kommt, spürt er eine unerklärliche Unruhe. Und wirklich: die Spukerscheinungen häufen sich. Er findet ihre Briefe und liest darin von einem seltsamen Mann, der in ihr Leben getreten sei. Im selben Augenblick raschelt der Brief in seiner Hand von einem Luftzug, und er bemerkt einen Menschen im Zimmer, eben den, der an jener Briefstelle beschrieben ist, ein höchst wunderliches, spinnenartiges Männchen, das dann erzählt, es habe die Tote gefannt, und nach und nach allenthalb Wunderliches von ihr berichtet, während aus dem Bild der Toten zwei lebendige Augen auf Cromer herabsehen. Wie ein unheimliches Gespenst macht sich dann das Männchen davon. Der Diener will nichts gesehen haben, offenbar handelt er im Einverständnis mit dem Fremden. Das Merkwürdigste aber ist: in den nächsten Tagen findet er immer kleine Zusätze in ihren Briefen von ihrer eigenen Hand, mitunter auch kleine Zettel, die dazwischengelegt sind. Schließlich enthält einer der Briefe die Aufforderung, mit ihr zu fliehen: „nimm alles mit, was wir brauchen.“ Cromer versteht. Er bleibt einige Tage in der Stadt und kehrt dann zurück mit einem ganzen Paket von Wertpapieren. Er setzt sich vor das Bild mit den lebendigen Augen und breitet die Papiere auf einem Tisch aus. Zustimmung schließen sich die beiden Augen im Bilde für eine Weile, und Cromer geht in sein Zimmer. Wie er erwartet hat, so geschieht's. Bald hört er im Garten eilige

Literarische Beilage

Eros und die Evangelien*)

Von Hans Katoch.

In Waldemar Bonsels „Menschenwege“ drach sich die Fülle des Lebenslichts an einer reichen, bewegten Seele in das bunte wilde Farbenspektrum der Erscheinungen und Gestalten. Nun ordnen und sammeln sich die Farben, die nur ein Abglanz sind eines höheren Lichts. Ein Regenbogen wölbt sich über dem Menschenweg und schwingt zwischen Eros und den Evangelien.

Ein Wort zunächst über Bonsels Vagantentum. Wenn die Lebensform eines Menschen innerster Notwendigkeit und nicht Zufall ist, so trifft dies für diese Ungebundenheit zu, die sich von aller Menschenkonvention frei macht, um nicht die schmälende Verfallung des eigenen Wesens zu erdulden. Nur kein Kompromiß! Um sich ganz und rein zu erhalten, muß man sich außerhalb der Menschenbindungen stellen. . . Wer in ihnen lebt, verbiegt, ob er es will oder nicht, ob er es weis oder nicht, sein Menschentum und erfüllt den harten Forderungen der Umwelt. Sich davon zu bewahren, ist nur zwei Wesen gegeben: dem Einsiedler und dem Vagabunden; oder nennen wir diesen weniger hart: Landstreicher, Wanderer. Nach der Einsiedler ist ein Vagant: herabmühter Wandersmann durch himmlische Gefilde. Der Landstreicher im menschlichen Sinne verlangt von der Gesellschaft nichts, als daß sie ihn nicht verbrennen und erfrischen lasse. Dieses Minimum glaubt er durch seinen Lebenswert rechtfertigen und wiedererlangen zu können. . . So jagt er als Wächterjüngling in die Welt, abschüttelnd, was seine geahnte Welt mangelt, nur so lange an einem Ort verweilend, als seine Seele es ihm stützend gestattet. Hungerleht ihn, so sah er kein Bedenken, in ein Haus zu treten und zu sagen: Mich hungert, in eurer Küche wird Essen bereitet, laßt mich teilhaben. Dies ist der unersäglichste Zustand der Natur; der Mensch, aller Ketten und Vorurteile ledig, Waldemar Bonsels mahnte durch diesen Zustand hindurch, um zu sich zu gelangen. Jede bürgerliche Lebensform hätte ihn erstickt, in die Erde gestürzt. Nur wer im gerahmten Waisa lebt, hat Pflichten zu erfüllen. Sich ihnen entziehen, wäre nicht Vagantentum, sondern Lampentum. Reinecke Edeleucht! Nur wer unversehrt mit der äußeren Ordnung des Lebens bricht, sich außerhalb ihrer stellt, gewillt, alle Konsequenzen daraus auf sich zu nehmen, darf losgebunden leben nur nach dem eigenen Gesetz, wie die Älde auf dem Felde, die nicht Äl und erntet und sich doch des Lichtes freut. Er braucht sich der Lebensgebe nicht zu schämen, die andere ihm bestritten haben, auch wenn er sie nach den Wanderjahren nicht so königlich bezahlt hätte, wie Waldemar Bonsels es tut.

Zwei große Abschnitte, die jedes Menschenleben mehr oder weniger deutlich herben und die einander abblenden, geben diesem Buch „Eros und die Evangelien“ eine bedeutende Form und den Rhythmus des Lebens. Zwar schon im ersten Teil der Notizen eines Vagabunden lauten Fragen auf, die zwei tief geschriebene Arten der Liebe erschauen lassen, aber erst im zweiten Teil seiner Notizen ist Bonsels auf seinen Menschenwegen so weit gereist, um die verfallenden Töne zum großen Chorale zu sammeln. „Der Tod“ heißt der eine, „Das Meer“ der andere Teil.

„Der Tod“: Irrend aus dem Turm eines Hinterhofes dringt ein leises, melodisches Weinen. Bonsels, in bloßen Strümpfen, denn seine Schuhe, auf deren Reparatur er soeben wartet, sind beim Fickschuster in Verfall, geht nachwärtlich dem Tode nach, öffnet eine fremde Tür und steht vor dem Bett eines schwindeligen Mädchens. Mit diesem halbverklärten Wesen nun teilt er sein armes Leben und erhält dafür hundertfältiges. Aus Aljos Mund, der bereits Gottes Odem noch ist, werden ihm Offenbarungen von höchster Gewissheit. Die Sorge um Brot und Stellung zerrinnen vor diesem Abglanz zu nichts. Bonsels weiß alles fort, nur um am Bett des so langsam verfallenden Mädchens Tag um Tag und Stunde um Stunde weilen zu können und an ihrer Hand durch die Bezirke der Seele und des Glaubens zu wandern. Glauben, das ist hier das Geheimnis zu einer Kraft, nicht zu einer Form; zu einer Kraft, die jede Form sprengt. Ich glaube — ist das nicht genug? Warum — wer vermag es zu sagen? Es gibt eine Innigkeit, ja Heftigkeit des Glaubens, die ihren Gegenstand in der Blut ihrer Inbrunst verschnüßelt. Was bleibt, ist nur reines, heiliges Glauben. Auf alle seine geistlichen gequälten Zweifelsfragen wird ihm aus Aljos Mund beglückendes Antwort. Wäher war er durch das Weirerl getaunelt, vor Hoffnung rabelos und aus Zuerstfrucht frunken. Nun aber wird ihm Gewissheit und er erlebt bejagt die Kraft der himmlischen Liebe, die ihn durchströmt. Die Worte der Evangelien werden ihm durch Alja erschütterndes Erlebnis. Nicht eine arme Kranke spricht da, es spricht aus ihr. Liebe wird Offenbarung, die Offenbarung Liebe. Sie, die Liebe, zeigte dem wirren Frager den Weg; denn sie selbst ist der Weg; wir selbst sind der Weg der Liebe, wenn wir sie durch uns führen lassen. Das Mysterium, das sich zwischen diesen beiden Menschen begibt, zu schildern, ist unmöglich. Es läßt sich nicht respektierend wiedergeben; man müßte ganze Seiten zitieren.

Im Herbst war er zu Alja gekommen, und im Frühjahr starb sie. Und erst nach vielen Jahren, jetzt in seinem Lebensmittag, ist die Saat jener ewigen Töne aufgegangen. — Wen dieses Geheimnis- und Erlebnisbuch unterlütet läßt, ward nie von einem Strahl der Gnade gestreift. Die aber den Sinn des Lebens suchen, die an dem Zweck ihres Tuns verzweifeln, die im Wirrwirr der Wege sich müde laufen, die heißen Frager, die Zerstörerischen, die zerstreuen, weil sich ihnen die Liebe verweigert, sie werden bei vielen Stellen dieses Buches aufschreien und hinlunken.

Ohne Tränen, süß- und hilflos („Vergiß nie, daß wir der Liebe am nächsten sind, je hilfloser wir sind“) zieht der Vagabund nach Aljas Tod wieder auf die Landstraße hinaus. Indem er ausschreitet, erneuert sich ihm das Leben, und Alja bleibt weit zurück, ein nebelhaftes, schmerzliches geahntes Gebild. Er wandert des Nachts und schläft am Tage und manchmal auch umgekehrt. Da leuchtet ihm plötzlich, vom nächtlichen Himmel übermüht, das Meer entgegen. — Dieser Anblick, der um so ungeschwächer wirkt, je unermuteter er auf uns einbricht. Wie ein Einbild des drängenden Lebens schlägt ihm die leuchtende, brandende Fülle entgegen. In einen neuen Daseinskreis füllt sich der Wanderer gestellt. Ein einsamer Lichtschimmer lockt aus der einsamen Nachtfirne. Der Wanderer geht darauf zu, ist plötzlich in einem kleinen Park, steht laufend unter einem erleuchteten Fenster inmitten der stillen Sommernacht. Nur ein Geräusch, wie wenn in einem Buche Blatt um Blatt gewendet wird. Er fragt hinauf: „Was liest du?“ Ohne zu wissen, an wen sie gerichtet ist, schickt er die Frage hinauf. Und so selbstverständlich, wie sie gestellt wurde, wird ihm Antwort. Es ist Alja, ein junges Mädchen, Watsonsle sogar, und trotzdem sagt sie: „Soe leht, wer du bist, sonst muß ich die Unterhaltung abbrechen. Ich lese hier im Welt, habe nicht einmal ein Hemd an und spreche mit einem fremden Mann.“ An einem kräftigen Eserkamm klettert er in Aljas Zimmer, die, während er mit seiner Seele redend versüßte, oben unter Lächeln eingeschlummert ist.

So kündigt sich das neue Erlebnis an, in einem Nicht aus der Nacht, das wie eine Offenbarung des Morgens den Mann unmerklich anspricht. Ein Liebespiel hebt an, das wie das Meer selbst ist: ein sonnüberstrahltes Idyll, rein, herrhaft und nackt, und ein ringender Ernst von braunem Delhos. Groß und von tiefem Sinn getragen wie die unvergänglichste Begegnung mit Alja ist auch die mit Alja, dem unbefangenen Innenwesen, das seiner Einheit von Körper und Seele sich sich bewußt ist. Nicht die Sinne sind es, die in der Nacht dieses einsamen, salomontreffens den Jüngling erschüttern, sondern die Ahnung ist es, daß ihm Aljas Licht entzündet, und daß es leht für ihn kein anderes Licht gibt, als den Schein, der aus dem Liebreiz des Mädchens bricht, das er noch gar nicht kennt.

Was zwischen dieser ersten Nacht und der Trennung steht, ist der ewig offene Kampf und Vorgang zwischen dem Mann, der Welt, und dem Weib, das Natur ist, das ewig eckige Suchen. Entfinden und Sichverlieren, ist der ewige Kampf des Mannes über die irdische Grenze hinaus und das stille Vergehen des Weibes in sich selbst. Dieses Innere,

* Waldemar Bonsels „Eros und die Evangelien“. Aus den Notizen eines Vagabunden, Mitteil. u. Beilage, Frankfurt a. M.

dazu eine äußere Welt von spärlicher Materie — das wechselnde Leben der Nordsee, das kleine Meerschdöschchen mit Kaja und der alten Lante Winkler in ihrem süßen Verwelken, und schließlich ein zottiges Schoßhündchen, namens Nika — das alles ist in einer klaren, edlen, gewis nicht anspruchsvollen Prosa gestaltet, wie sie in Deutschland höchstens noch von Thomas Mann geschrieben wird. Das Liebewuchern der suchenden Reflexionen, in denen der Wellenschlag der Seele rauscht, ist nicht Mangel an Gestaltungskraft, sondern nur Veringerung der äußeren Handlung, die nichts ist, wenn sie nichts bedeutet. Die Anschauung ist nur wert, wenn sie Sinnbild ist und sich durch dieses offenbart.

Jah endet dieses Sommerglück am Meer. Kaja, der wechselnden Erscheinung hingegeben, liebt den, der stärker ist. Der andere Mann kommt, einer unter den vielen, der auch nicht dauern wird. Und der Wanderer nimmt seinen Stock und zieht davon, erschauernd im schmerzlichen Wissen, daß er „dieser Welt niemals anders Herr werden wird, als indem er sie erlendet.“ So erleidet er Kaja, deren unabhänge „Rindschaff der Natur“ sie über alle Schuld und Sünde erhebt, Kaja, die ra a bleibt, weil sie ist, was sie tut. Aber im Entschreiten bricht das verlorene Glück jerschmetternd auf ihn nieder. Jeder Schritt von Kaja fort ist brennende Dual. Sie wirft ihn nieder, Verzweiflung und Finsternis erfüllen ihn, — da tritt aus einem Glanz Alja hervor, und in seiner Seele wird das Wunder Ereignis. Einst hatte er das Mädchen am Krankenlager mit der Frage bestrukt: „Was ist Auferstehung?“ Sie verweigerte ihm damals die Antwort. Wenn du im geistigen Tod auf dem Boden liegst, so ist sie, wirst du's erleben. Jetzt kommt sie, ihr Wort einzulösen, tritt vor ihm und sagt: „Steht auf, sich auf!“

So schließt Alja Lebenskraft, die die Kraft der Evangelien ist, alles in sich ein: den Weg und die Verirrung, die Nacht der Verweilung und die Auferstehung des Morgens. Ein Regenbogen wölbt sich über dem Menschenweg und schwingt zwischen Eros und den Evangelien. Und darunter schreitet der Wanderer.

in den wüßigen Nebel hinabsteht auf der kühlen Welt des anbrechenden Impetums. Auch wenn er zeigt, worin Vor unrecht und worin Jago recht hat, ist er nie um eine Pointe außerhalb Shakespeares, sondern um das Eröffnen der ganzen runden Menschlichkeit seiner Gestalten bemüht.

Von Hamlet, der die Rache nicht ausführen kann mit höchstem Willen, weil etwas in ihm schon jenseits der Rache in einer Welt steht, die noch immer die kommende ist, über den guten Herzog in „Maß für Maß“, der das irdische Recht harter Gerechtigkeit auflöst in eine himmlische Güte, die den Buchstaben löst, aber den Geist lebendig macht, bis zu dem Meister Prospero, dem sein Ariel in der Liebe freiespiel Freiheit dankt, führt uns Landauer, um Shakespeares „Sturm“ — die im Zanderland jenseits von Blut, Haß und Leidenschaft als des Dichters heiliges Vermächtnis für das Miteinanderleben der Menschen in die Herzen seiner Hörer zu legen und davon zu warnen, dieses weiter nur als Literatur und Schauspiel in Trübsitt zu genießen, ohne sich der Melancholie zu beugen, die in Shakespeare-Prospero Gestalt wurde.

Nach einer ganz jarten und ganz reifen Analyse der Sonette schloß Landauer mit einem Vortrage über Shakespeares Persönlichkeit, den der Herausgeber Martin Vuber aus Landauers Notizen noch wiederherstellen konnte. Es fehlen leider die beiden zusammenfassenden Vorträge über die Lustspiele und über die Königsdramen und der allererste über Shakespeares Zeit. Landauer ist ja über der schriftlichen Ausarbeitung weggefallen. Der Verlag sollte versuchen, in einer zweiten Auflage mit den Notizen des Redners, die doch wohl auch hier vorliegen müssen, die schmerzlichen Lücken anzufüllen, so gut es geht.

Diese beiden literaristischen Bände werden für das Wissen, für die Bildung und für das Wissen vieler, die sie in den nächsten Jahren lesen, wichtig sein, als mancherlei Dichtung von achbarem Range. Es ist ein Buch über Bücher; das uns ebenso stark ins Blut geht wie ins Gehirn; denn es ist eigentlich kein Buch über Bücher, sondern ein Buch über die Welt.

Hans Georg Richter.

Romane und Erzählungen

Eros und die Evangelien. Aus den Notizen eines Vagabunden. Von Waldemar Bonsels. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 214 S. 12.50 (20,—).

454

Für den, der aus allen übrigen Büchern des gezeigten Verfassers (vgl. LE XXIII, 1) zu seinem neuesten Werk kommt, nimmt es eine hochinteressante und gar nicht einfache Stellung unter ihnen in Anspruch: genaue Zwischenstellung zwischen den zwei weitaus wertvollsten (dem ersten „Vagabundenbuch“ sowie der „Indienfahrt“) und den andern, die von derartiger Werthöhe absteigen. Dieser Unterschied klärt sich mir am letzten Werk aufs neue: klarer noch wird mir daran, wie wenig er zu schaffen hat, sei es mit lässigerer Arbeit, sei es mit Abklufungen der Entwicklung. Ja, die minder bedeutenden Bücher erweisen sich gerade als diejenigen, welche an sich selbst wohl die steilsten Forderungen stellen, — nicht etwa unerfüllbare für den Höhenflieger dieses Dichters, sondern nur solche, die ihn abgleiten lassen an dem, was ein Mensch noch über sein Menschliches hinaus will.

Das vorliegende Werk verrät dies im ganz wie im halb Erreichten. So ist, trotz bewunderungswürdiger Ausdruckskraft im Abstrakt-Innerlichen (schon für sich allein hohen Wertes!), im ersten Teil („Der Tod“) aus reiner Dichtung doch schließlich eine Art von Erbauungsbuch geworden. Die kinsterbende „Afra“, die der Umstand kennzeichnen soll, daß sie durch ihr bloßes Sein und Wesen stumm überzeugt,

tut dies doch nur in vielen und diskutierbaren Worten. Und im zweiten Teil („Das Meer“), wo dämonisch-elementare Erotik durch sich selbst wirken und warnen soll, fehlt es trotz verwendeter Kräfte am Erotischen: man glaubt eben der bonselschen Yulu „Kaja“ bei all ihrer Vollblütigkeit feins ihrer roten Blutkörperchen. Wie so innig dagegen glaubt man alledem, wobei dieser Dichter sich in Dichters Panden ergeht, d. h. „sich gehen läßt“, — mit der Heiterkeit der Erholung meistens, weil er sich's hier nur im Geleite von Nebenpersonen erlaube: drum bleibt man ihnen auch unendlich gut. Das gilt im ersten Teil, gleich in den ersten Seiten, vom Schuster, von dem man wünscht, er möchte den zu ihm eintretenden Vagabunden mit den taputten Stiefelsohlen nie mehr aus seiner Stube, nie in den dicht gegenüberliegenden Afraraum gelassen haben; es gilt im zweiten Teil von Tante Mimsey mit ihrem Hörrohr, vom Hündchen Niso und andern mehr. In der Haupt-Darstellung ist anstatt dessen dichterisches Können sozusagen mißbraucht: nämlich zum Versuch, menschlichen Zwiespalt, mit Mitteln der Kunst, am Buch als solchem auszuheilen, wobei, halb Dichtung, halb reale Gegenwart, der Verfasser Vagabund, daneben stehend, der kunstvollen Verneinung seiner Inwendigkeit gleichsam mit den Augen folgt. Afra: Erhobenheit des Mutterelements zu Vatergeist, Verhärtung dadurch ins geschlechtslos Ewige, wird geliebt und achast vom zwiespältigen Freunde, — gerade wie Kaja, die andere Mischung: von Naivität, die sich, an Stelle des Geistes, selber unnaiv zur Waise dient, von ihm liebend verachtet wird. Verstärkend echt äußert sich einmal etwas von dieser, über das Dichterische gewissermaßen schon hinausgelegenen, inneren Sachlage, in der Todesstunde Afras: während ihrer letzten verzweifelten Worte und Kämpfe, denen der Freund so erstarrt-passiv beivohnt wie — ja wie beim grausen Rattenkatenkampf in Indien, wo er die großen Geschöpfe durch die kleinere Anzahl erwürgen läßt, um nicht „in die selbsttätigen Bewegungen der Natur“ einzugreifen. In Indien, aus Indien, gelang ihm das bisher Dichterischste, indem ungemessene Uppigkeit des Landes sich der daraus erwachsenden Nirwatasehnsucht eint, — indem grausame Natur, die hassenden Sinne sättigend, sie ins Vergeistigteste heiligt. Doch insofern dies gegenständlich sich außerhalb seiner vollzieht, tut es dem Menschen nicht das eigene letzte Genüge. So sehen wir ihn denn, nach der Indienfahrt, in diesem Buch erst wieder am Ufer des Meeres stehen, das ihn damals verheißungsvoll hinausludte, sehen ihn in ungeschwächtem Ferndrang sich selber entgegenschauen. Zu neuer Ausfahrt nun gerüstet, die nicht jedesmal den Dichter in seine unbestimmte Heimat bringt, wenn sie dem Menschen zu geheimnisvoller Wallfahrt nach den Heilquellen Lebens und Sterbens anleitet. Für den, der Bonsels lesend begleiten darf, ist jedoch eine Folge davon die: daß seine Bücher, je nach ihren immer erneuten Ausgangs- und Endpunkten, immer neu gelesen sein wollen und sollen und nur — von Menschen.

Göttingen

Von Andreas Salomé

auf solche Art sein Herz preisgibt, weiß, was er tut, wenn er spricht: „Dein Reich komme.“ Er wählt kein heiliges ein Weg der Liebe sein; keine Macht der Gnade lockt die Offenbarung, nur im göttlichen Spiel der Gnade geschieht die letzte Vollendung. Die Unerwählten aber stehen im Licht der Ermählung. Denn die heilige Gnade ist nicht Selbst eines selbstfühligen Herzens, sondern „je reiner ein Herz dies Licht ausstrahlt, um so eher ist es erwählt.“

Die Verkündigung dieses Evangeliums wird zur Predigt, die den Rahmen des Kunstwerkes sprengt; aber der Dichter führt die Predigt doch immer wieder zur Kunst zurück, indem er in dem sterbenden Mädchen Liebesgröße und Weltüberwindung verkörpert und ihren Worten, ja ihren Gebärden von dort her die besondere Prägung gibt. Der „Bogabunde“, der in den Schein ihres Lichtes tritt, wird dann zum Spiegel und Zeugnis ihrer religiösen Wirkungskraft.

Im zweiten Teil der Dichtung zieht dann der Bogabunde vom Begriffsplay wieder in die Welt, um ein Erlebnis zu haben, das ein grelles Gegenbild zur Welt jener geistigen Liebe darstellt, das Erlebnis der sinnlichen Liebe. Die Erwählung dieser Eigenen mit dem Freiraum, das Naturkind und Dirne ist, zeigt eine Verbindung von Sinnenreiz und Andacht, eine künstlerische Unbedingtheit der Motivierung, eine Kraft, die mit ästhetisch und ethisch nicht zu der Höhenlage des ersten Teiles und auch nicht zu dem Sinn dieses zweiten zu stimmen scheinen. Denn das Ziel dieses Teiles ist, dies Reich der Sinnlichkeit als die Welt der Vergänglichkeit von der der unvergänglichen geistigen Liebe zu scheiden. Wir sehen, wie der Held nach dem sinnlichen Erlebnis mit Trauer und Unruhe, mit einem heißen Heimweh nach jenem ewigen Reiche erfüllt wird, dessen Offenbarung ihm zu Teil geworden ist. Berufen zum Unvergänglichen, scheidet er sich von dieser Erde, deren Schönheit nur ein Gleichnis der Wahrheit ist. Die vom Vergänglichen nicht gestillte Sehnsucht und Forderung blüht um so mächtiger über der Welt auf. „Und wunderbar! Indem ich nicht ruhe, und mein heiliger Eifer überhand nimmt, strahlt mir die schöne Welt der vergänglichen Erscheinungen entgegen, als spräche sie: Bin ich nicht auch erfüllt, nur deshalb, weil du, aus mir stammend und mir zugehen, nicht aufgibst zu fordern?“ So erhält die vergängliche Welt ihren Wert als Mutter der Sehnsucht, die ihre Erfüllung findet in der Heimat des Ewigen. Im ersten Teile verhielt das Mädchen: „Sedoch die Stunde wird kommen, in der die Finsternis der Welt über dir zusammenfällt, wo du im geistigen Lode am Boden liegst, dann will ich zu dir kommen, ich, deine Liebe, und du dir sagen: Stehe auf!“ Am Schluß des zweiten Teiles erscheint die Gestalt der Verstorbenen dem tief Erschütterten im Traum: „Sie sah auf mich nieder, und als ihre Augen den meinen begegneten, erstrahlte mein Wesen durch und durch. Sie erhob ihre Hand und rief laut: Stehe auf! Stehe auf!“

Im Bezug auf diese beherrschende Idee, den Hinweis auf das Reich, unvergänglicher geistiger Liebe, wird dem Dichter trotz der Bedenken gegen die Ausföhrung im zweiten Teil das Recht auf Föhrertum Augestehen sein.

Gerhard Heine

Waldemar Bonsels, Eros und die Evangelien

Das Kennzeichnende dieses neuen Werkes von Bonsels, das vor Weihnacht gar zu kurz hier angezeigt ist und trotz der berechtigten Einwände einer tieferen Würdigung wert ist, ist die Wendung des Dichters von einer Naturverherrlichung zur religiösen Mystik. „Der Wandel der Natur hat keine Kraft über keine Kreise emporzuheben, allein der Geist . . .“ Wehe einer Welt, die glaubt, die Natur vollende sich in ihrem Wandel bis zu Gott empor. Niemals! Auch unsere nicht. Nicht wir haben die Liebe erwählt, sondern die Liebe hat uns erwählt.“ So ließe sich mit des Dichters Worten der Sinn der Dichtung wiedergeben: sie knüpft damit an die Idee des Dramas „Nobby“ an, wo der Pfarrer spricht:

Doch die Natur erlöst nicht durch ihr Wesen, wer sie versteht, dem wendet sie den Sinn auf die Gemeinschaft mit dem Schöpfer hin, von dessen Herrschaft er in ihr gelesen. Zum Zeitlichen, zum Irdischen geschickt, hab ich in Kampf und Leiden Gott erblickt, wie ihr ihn nie im Glück gesehen habt! Und leuchtend lodt dies herrliche Geis, den Geist zu Einker, Frieden und Verzicht.

Das vorliegende Werk vertieft jene Gedanken zu einer eigenartigen religiösen Mystik, die sich ganz erfüllt in der Liebe und von hier aus eine mystische Dreieinigkeit glaubt: Der Vater, das ist der Gehorsam in uns . . . Gehorsam sein heißt der Liebe kein Hindernis bereiten. . . Der Sohn, das ist die Offenbarung in uns. . . Er war reinen Geistes, ein freier Weg der Liebe, die vor ihm war und immer ist, . . . und der Geist, das ist die Gemeinschaft. . . jene Gemeinschaft, die ohne Willkür und ohne Tun unter denen ist, die beschaffen sind, zum Weg der Liebe zu werden.“ Vom Welt eines sterbenden Mädchens aus wird das ganze Leben in das Licht der rein geistig religiösen Liebe getaucht; da scheidet sich alles Kleinliche, Vergänglich, Irdische, und es bleibt eine große Zuversicht zum Unvergänglichen und eine Liebeshöhe, die nicht im Wirken auf den Strom des Lebens tätig wird, sondern ihren Nächsten in dem empfindet, dessen Seelenkraft und Geistesfestung der ihren gleich ist. Während solche Mystik die Kirche ablehnt als von Lieblosigkeit, Zweifel und Unglauben erschaffen, nährt sie sich am Quell des Evangeliums, indem sie — dem geschichtlichen Verhältnisse gegenüber gleichgültig — dessen Worte mit ihrem Sinn erfüllt. Dabei findet sie in ihrer Innigkeit und Geschlossenheit Worte tiefen seelischen Verständnisses in seiner dichterischen Prägung. „Frage nicht — heißt es d. B. einmal — danach, ob die Menschen dich verstehen, darauf kommt es nicht an, sondern darauf, daß du sie verstehst. Wappne dein Herz nicht, gib es ruhig dahin, sein Heidentum ist ohne Waffen. Aus Quellen, die sich hell und mehrlos in die Täler stürzen, wird der große Strom, das Meer, das Reich. Nur wer

Geist und Leben bei Bonsels. W. Bonsels, „Eros und die Evangelien“, (Frankfurt a. M., Rütten & Loening).

Die hauptsächlichste Erkenntnis des Buches findet sich gegen den Schluß: „In der Welt ist es wie eine Nacht in der Nacht, und es gibt zwei Morgen. Der eine bricht aus dem Blut hervor, der andere aus dem Geist, verstehe es, wer mag; Gott ist in beiden, denn in beiden sind Lust und Heimweh, auch Zuerst der Wiedertehr, der Dauer, der Ewigkeit und Freiheit. Wie soll das Herz sich entscheiden? Ist das nicht unser einziges Leid?“ Der Held des Buches wird nacheinander von der himmlischen Liebe und von der Liebe zum Erdgeist ergriffen. Die sterbende Asja lehrt ihn das Glück der geistigen Lösung vom Leben: „Krank zu werden ist viel schmerzlicher als krank zu sein, denn zu Anfang fühlt sich unsere Seele noch an die Welt der Sinne gebunden, in der sie gefangen lag, und wir verstehen ihre neue Freiheit nur langsam. Aber sie stellt sich wider unsern Willen ein, und mehr und mehr gelangen wir aus den Regionen des Vergänglichen in die Bereiche des Unvergänglichen. Alle Krankheiten sind Entfesselungen der Seele aus der Welt der Sinne. Ich glaube, daß der Tod der hellste Wipfel dieser Höhen der Freiheit für unser Bewußtsein zu werden vermag.“ Es ist für unsere Zeit bezeichnend, daß Literaten von Bonsels Art sich mit derartigen Problemstellungen beschäftigen. Es führt nicht gerade sehr in die Tiefe oder zu neuen Symbolen, wenn Bonsels seine Asja die Dreieinigkeit so erklären läßt: „In der Liebe ist alles beschlossen, der Vater, das ist der Gehorsam in uns; der Sohn, das ist die Offenbarung in uns, und der Geist, das ist die Gemeinschaft.“ Und so ist noch viel krause Theologie und Mystik in das weiche, kraftlose, zum Teil wenig erlebte Aisthetentum dieses Buchs verwoben. Aber man fühlt doch, wie uralte Symbole auch wieder durch die Dunstkreise unklarer Weltanschauung hindurchzuschimmern beginnen. Satan ist für Asja die Mischung des

Nichts der Liebe mit der Finsternis des Unwahrhaftigen in unzähligen Schattierungen, und die Auferstehung wird von ihr wesentlich gedeutet als Wiedergeburt der Seele, die sich in der „Schmerzenseinsternis ihres Grabes“ fühlt.

Nachdem Asja gestorben ist, fällt der Held des Buches in das Netz der irdischen, der vergänglichen Liebe. Sein drängendes Blut, seine Sinne werden gestillt, der Höhepunkt des Lebens wird erlebt. Aber die Kraft dieses Glücks hat wesentlich in sich die Merkmale der Vergänglichkeit; sie kommt aus der Erde und erfüllt sich in ihr. Der Held lehnt sich auf gegen die „trügerische Standhaftigkeit des Vergänglichen“. Es mag eine Erinnerung an Dante sein, wie der Wanderer nun, von der irdischen Liebe sich scheidend, in der Nacht am Meeresstrand und im Wald pilgert, bis seine Beatrice, die verstorbene Asja, dem Gebrochenen und Erschöpften als Vision erscheint und ihn aufstehen heißt. An der Formlosigkeit der Komposition, der gekünstelten Schwere des Gedankens und der gesuchten Diktion ermeßten wir den Abstand solcher spiritualen Kultur zu der echten alten, ähnlich etwa wie bei einem Vergleich moderner Christusmalerei mit derjenigen des Mittelalters. Immerhin aber: Leben und Geist, Weltgenuß und Erlösung, Sünde und Wiederauferstehung sind wieder Themen der Modernisten geworden. Es mag zweifelhaft erscheinen, was mehr dazu beiträgt, heute derartige Bücher zur Mode zu machen, ihre gezielte Poesie — also der ungebildete Geschmack unserer Zeitgenossen —, oder das Stammeln einer neuen Weltanschauung, also das Zarteste und in seiner ganzen Verschwommenheit und Verfahrenheit vielleicht doch Zukunftsfräftigste, was unsere rauhe Zeit aufweist.

J. W.

Schöne Literatur.

Waldemar Bonsels: *Eros und die Evangelien*. Aus den Notizen eines Vagabunden. Verlag Mitten u. Loening, Frankfurt a. Main.

458

Jedes neue Werk von Bonsels ist der größten Aufmerksamkeit sicher, denn nach seinen ersten Büchern weiß man, daß dieser Meister der Psychoanalyse, dieser Zergliederer der Seele, stets etwas Neues zu sagen hat. Aber nicht kaltes Enthüllen der Tiefen des Abgrundes der menschlichen Seele gleich dem fühllosen Anatomen bei der Sektion eines Leichnams ist es, sondern aus allem, was Bonsels seine sonderbaren Menschen fühlen, tun und sagen läßt, schlägt eine gleichmäßig loderbende Flamme der Liebe. Einem Vagabunden oder den Menschen, die er trifft, legt er in seinem ersten Band „Menschenwege“, und im zweiten „Eros und die Evangelien“ die un-

endliche Liebe im Auge und Herz, die Liebe, die die Menschheit umfaßt, auf die Sünder und Sünderinnen ihr goldenes Licht gießt und bei dem kleinen Kaiser auf dem Wege, bei dem grünen Palm auf dem Ader nicht Halt macht, alles einschließt, was da ist auf dieser komisch-tragischen Erde, die Lebenden und die Toten. Zieht man mit diesem neuzeitlichen „herubiniischen Wandersmann“ in die Ferne, liest man seine von heimlichen, innerlichen Wundern vollen Geschichten, dann wird man mit jedem Abschnitt ein besserer Mensch oder glaubt es und will es wenigstens.

In „Eros und die Evangelien“ erzählt und dieser Dichter der Menschenliebe zwei Geschichten: Der Tod — Das Meer. Zwei Frauen, die ihn lieben und die er liebt. Vielleicht kann man zum Vergleich das Gemälde von Tizian heranziehen, das man nach langen Debatten jetzt ziemlich einhellig mit „Himmliche und irdische Liebe“ bezeichnet. In der Geschichte „Der Tod“ lernt der Wandersmann auf die ihm eigene Weise ein armes Mädchen — Asja nennt er es — auf dem Sterbelager kennen. Es ist eine feinsche, unsinnliche Liebe, der der Tod des Mädchens ein Ende macht. Im zweiten Kapitel „Das Meer“ gibt sich ihm ein reiches Mädchen — Raja nennt er es — körperlich zu Eigen, wird feiner aber bald zugunsten eines anderen überdrüssig. In der Innerste getroffen, flieht der Verrätene, bis er im Walde zusammenbricht. „Ich schlief vor Schwäche ein und langsam hellte die Luft um mich her sich wunderbar auf, so daß die Umrisse der Bäume und Büsche im Licht vergingen, daß immer klarer wurde. Da trat Asja aus dem hellen Glanz, als läme meine Liebe zu mir. Sie sah auf mich nieder und als ihre Augen den meinen begegneten, erstarrte mein Wesen durch und durch. Sie hob ihre Hand und rief laut: „Stehe auf! Stehe auf!“

Was haben nun die Evangelien mit Eros im Titel zu suchen? Eros war bei den Griechen der Gott der Liebe, der Geschlechtsliebe, aber er war noch etwas und mehr: Plato, einer der heidnischen Vorläufer und Wegbereiter des Christentums, schildert im „Symposion“ den Eros als Mittler zwischen Gott und Menschheit, als Mittel der Ver-

einigung des Menschen mit der Idee, als Überwinder des Gegensatzes von Sinnenwelt und Ideenwelt. Eros ist auch die ringende Sehnsucht, das Heimweh der Seele nach ihrem überirdischen Ursprung. So ist der platonische Heiland und Mittler Eros das Vorbild, nach welchem dann Jesus Christus gedichtet wurde. Die Evangelien werden so von Asja (Bonsels) als Verkündigung der welterlösenden Liebe aufgefaßt. Sie nennt Gott den „großen lebendigen Strom der Liebe“; das angebliche Wort Christi: „Ich bin der Weg“, faßt sie so auf: Jeder muß selbst der Weg zur Liebe sein. Mehr kann niemand finden und sein und alles andere Suchen verlohnt keine Lebensmühe.“ Die Gott- und Bibelgläubigen werden an dieser Art Auslegung der Evangelien keine Freude haben, denn „verpsychologisiert man die ganze Religion in Ethik und versüßlicht man die ganze Ethik in Liebe, löst man mit einem Wort die Religion in Liebe auf, so verzichtet man auf alles, was in der Religion mehr als Liebe ist.“ (E. Hartmann, Die Selbstzersehung des Christentums.) Wir aber wissen, was Bonsels will: Eine neue Botschaft der Liebe bringen. In einer Vision sieht er bereits im ersten Band in der Geschichte „Scholander“ eine Biene, die unter einem hellen Stern schaukelt „von Pol zu Pol der Welt unserer Tage“, das ist von Eros hier zu den Evangelien dort und er ahnt, daß einst sein Gott ihr entsteigen sollte mit den heiteren Zügen eines klugen und guten Menschen“. Nicht die christliche Askese verkündet Bonsels, sondern den heiteren Menschen, in dem sich sinnliche und übersinnliche, geschlechtliche und Allgemeinliebe verschmelzen werden, der klug und vor allem gut sein wird. Die treulose Geliebte sagt beim Abschied zu dem Vagabunden: „Möchtest du doch scheiden und glauben, ich sei glücklich; wenn du das könntest, wie schön wäre das. Ich weiß, daß du keine Ruhe hast, bevor du nicht gut von anderen denken kannst, das ist deine große Unruhe...“ In den Zeiten des unerbittlichen Klassenkampfes, der zur Entscheidung drängt, kann Bonsels nicht mehr als ein Prediger in der Wüste sein, aber „die Zeit wird kommen...“

Michael Schacherl.

Eros und die Evangelien.

Sich mir nicht alle im Leben landfahrende Vagabunden, bis wir den rechten Weg finden, der uns ein Ziel verheißt, und dem wir es in untüchtiger innerer Gewissheit glauben, daß er uns an das Ziel führt, dem unser Leben nach tiefer Bestimmung zuströmt? Sind wir aber in dem Suchen nicht jenem Vagabunden gleich, den Waldemar Bonsels in seinem neuen Buch „Eros und die Evangelien“ (bei Klett & Belling, Frankfurt a. M.) aus seinen Verzweiflungen heraus, in die ihn ein klarer, einhelliger, den rechten Weg spauender und beschreitender Mensch führt, befehlen läßt: „Ich finde den Weg nicht!“ — Und dem die todranke und im Lobesdünkel geläuferte Asja die Antwort gibt: „Den Weg? Du suchst etwas vor dir und um dich her, was du selbst sein sollst. Wenn du nicht selbst der Weg bist, so findest du keinen, bist du es aber, so suchst du nicht mehr. Der Weg für was oder für wen, fragst du mich? Ich will es sagen: Der Weg der Liebe. Mehr kann niemand finden, und sein und alles

andere Suchen verlohnt sich keiner Liebesmühe, es macht arm und führt mehr und mehr zur Verlassenheit.“ Man könnte dieses Wort als Motto vor das ganze Buch setzen; denn ein Buch vom Suchen, ein Buch der suchenden Sehnsucht oder ein Buch der sich ändernden, zu tieferem Weltverstehen sich emporreckenden Seele des Mannes ist es. Es ist ein sonderbares, ein vielleicht unpsychologisches; aber immer ein starkes, ein gefangennehmendes Buch. Wenn der namenlose Landfahrende Asjas Stube betritt, ist es ihm, als wären hier Worte, Fragen wie Antworten, eine Entheiligung der stillen Sprache, die aus den fernhin schauenden Augen, den leise sich bewegenden Händen der Kranken spricht. Mit einer wundersamen Zartheit atmet man diese geweihte Harmonie der beiden Menschen, des im Lebenskampf und -sturm stehenden Mannes, der nie je eine innerlich so reiche, so reine Frau erlebte, deren wortloses Königinnentum ihn im ersten Anblick zum Schweigen und zum schweigenden Lauschen auf nie geahnte Erlebnisse der Seele bringt, und deren Reinheit, einem geheimnisvollen Lichte gleich, die Verborgenheiten der Welt zusammenhänge löst, und jenes dies alles in sich bergenden, in stillen Anankeitsamkeiten hellsehend gewordenen Mädchens. Schon einmal ahnte ein Mensch jene letzten, inneren Vorgänge der Seele, die mit Wind und Regen, mit Sonnenschein und Mondsilber wie mit Bruder und Schwester spricht. Das war, als Agnes Günther ihr Büchlein „Von der Hege, die eine Heilige war“ schrieb. Und kam damals dieses wunderbare, gleichsam bedrückende und erzittern machende Verstehen aus der Seele einer Frau, so ist es dieses Mal der Mann, dessen Vorwärtstürmen und Ruhlossein still und zum Lauschen geschickt wurde aus dem Erlebnis einer Liebe, die den Wert der Welt aufwog. Denn was ist der Wert der Welt? Und wie jener Vagabund mit allen Kräften seines natürlichen, triebhaften Menschentums sich gegen dieses neue Licht verschließt, weiß es die Wahrheit ist und ihm eine Last auferlegt, die er nicht tragen zu können meint, jene Forderung, der „Weg“ zu sein wie alle Vollendeten, und wie der Vollendetste: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!“ sprechen zu lernen, so erschließt dieses Buch in uns in seiner klingenden Schönheit die Ahnung eines Lebens, dessen Reichtum so groß ist, daß er wie jene Asja so uns selbst zur Harmonie mit dem Weltweben gestattet. Das aber ist dann unser Leben, daß wir Weg und Licht sind. In dieser Forderung findet Bonsels die Berührung mit dem letzten Sinn der Evangelien und läßt von hier aus Asja alle die wunderbar milden und gütigen Worte des Meisters auffangen. — Und demgegenüber die Frau in der Fülle ihres lebendigen, irdischen Reichtums: Raja. Ganz Mensch, ganz Weib, körperlich eins mit Wind und Welle, Sonne, Mond, Tau und geheimer Sehnsucht der Nacht. Körperliche Harmonie des Weltgeschaffenen, das bei Asja Einklang der Seele war. Es ist schön, wie Bonsels Raja selbst als Landschaft empfindet, wie der Vagabund hier aufs neue seine gebundenen Kräfte sich regen, sich straffen fühlt. Und doch! Asja, die in die Himmelsharmonie Entborene, lebt in ihm auf. Da will er Raja der Weg sein und verlernt das brennende, natürliche Leben zu verstehen und zu meistern, verliert Raja an einen brutalen Lüftling und zerbricht. Wieder wandert der Vagabund die staubigen, ziellosen Landstraßen, staubig wie seine Seele, ziellos wie er. Ein Parzival auf dem Karfreitagsweg zum Gral, ein Odysseus auf der Irrfahrt nach Ithaka. Vor Schwäche schläft er ein. Da tritt Asja herzu und erweckt ihn zum neuen Suchen und Wandern: „Stehe auf! Stehe auf!“

Dieses Buch ist erfüllt von der wandernden, leidenden, ringenden Seele eines Dichters, eines Menschen, dessen Seele in Mensch und Natur widerklingt wie ein lebendiges Echo. Man mag die Einklangung der beiden Abschnitte: „Der Tod“ und „Das Meer“ nicht anerkennen wollen — man wird schon um der Sprache willen jenes Außerliche vergessen —, aber man wird nicht umhin können, zu bekennen, daß hier die eigene Seele sich mitzuschwingen fühlt, mitleidet, mitjauchzt, mitwandert. Wer aber dieses zu wecken vermag, ist ein gottbegnadeter Dichter.

Walter Drossler.

Waldemar Bonsels.

Eros und die Evangelien.

Von

Karl Hermann Böhmer.

Der geistige Mensch hat eine Abneigung gegen einen Künstler, der „große Mode“ hat werden können. Es muß irgendetwas an ihm sein, was den Geschmack der Vielheit trifft, — und den teilt er nicht. Ja, wo überhaupt schon von „Geschmack“ gesprochen werden kann, ist eine zeitliche Beschränkung erklärt, die den Sucher nach Ewigkeitswerten aus dem Gehege hält. Aber das hat nur dann berechtigte Gültigkeit, wenn das Geschmacksache so sehr Hauptsache ist, daß alles andere verhältnismäßig bedeutungslos wird. Mit ganz geringen Ausnahmen haben selbst die größten Kunstwerke auch dem Geschmack ihrer Entstehungszeit entsprochen. Das Geschmacksache kann sowohl in der Form, wie im Inhalt liegen oder in beidem. Es dürfte nicht ganz abwegig sein, im Zusammenhang mit Bonsels' Werken der Wirkung von Goethes „Werthers Leiden“ zu gedenken.

Wir wollen es hier einmal deutlich aussprechen, daß wir uns in Deutschland einer ausgesprochen romantischen Epoche nähern. Irgendwelche Romantik ist übrigens in deutschen Kunstwerken immer verborgen, selbst in den „konsequent naturalistischen“. Aber ich meine hier ein bewußtes Sich-hingeben an Schwärmerisches und Verschleiertes. Der Glaube an das, was „klar auf der Hand“ liegt, ist schwankend geworden. Nur mit „Stoff und Kraft“ kam man nicht weiter. Bei allem „Definieren“ und „Analysieren“ stellte sich letzten Endes nur heraus, was alles nicht erforschlich ist. Schon geraume Zeit hat die Romantik begonnen, sich in dem wissenschaftlich Erforschten eine neue Provinz zu erobern. Das Gefühl versucht das kalte Verstandesmäßige zu durchwärmen. Vor länger als einem Jahrzehnt schon erschien ein Band „Eiserner Sonette“, der den Rausch der Industrie aufzeigte. Aber wir brauchen ja nur an den so maschinell anmutenden Strindberg zu denken, um uns die Atmosphäre der neuzeitlichen Romantik klar zu machen.

Aber nicht in allen Menschen ist die Kraft so stark, daß sie solcher Romantik gewachsen wäre, sie wünschen einen Abstand zwischen sich und die alltägliche Umwelt zu bringen, auf die ihr Blick so nüchtern eingestellt. Darum flüchten sie in Traumländer mit ihren „europäischen“ Begriffen, sei es nach Indien oder in das Reich des „Himmelsvolkes“ (um einen Bonselschen Ausdruck zu gebrauchen), oder in das Ueberfönnliche.

Ein Teil des Erfolgsgeheimnisses der Bonselschen Bücher liegt zweifellos darin, daß er in wechselndem Spiel die Festigkeit des Wirklichen, sozusagen die Schwerkraft, aufhebt, das Seiende bald greifbar, bald zu einer okkulten Angelegenheit macht. Darauf beruhte auch Gustav Meyrinks Erfolg. Aber Bonsels ist nicht damit zu vergleichen, denn ihm liegt das Reiserische, die Scharlatanerie nicht. Bonsels will nicht bluffen, ihm ist das Hinübergleiten in seltsam wirkliche Unwirklichkeit inneres Erlebnis, das aus religiösem Empfinden und einer philosophischen Weltanschauung emporquillt. Für den ungefestigten Leser liegt in seiner Philosophie eine nicht unbeträchtliche Gefahr. Sie kann zur Lebensuntüchtigkeit verführen, zu einer Abkehr von dem Irdischen und einem resignierenden Buddhismus. Das ist besonders bei der „Indienfahrt“ möglich, wenn er beispielsweise dem Leben der Affen, die nichts tun, als sich auf hohen Palmen von der Sonne bescheinen lassen, ihr Dasein genießen und mit ihren alten, verführten Philosophengefichtern verwundert auf den Menschen herabsehen, der sich noch immer um Tand müht, eine höhere Weisheit unterschiebt.

Waldemar Bonsel: Eros und die Evangelien.

Aus den Notizen eines Vagabunden *).

Hohe Begabungen verlangen eine Beurteilung, deren Aufrichtigkeit in wechselwirkendem Verhältnis mit der Bedeutung des Gegenstandes steht. Darum muß es auch gesprochen werden: dieses Buch ist uneigentlich, weil das über ihm Schwebende, jene seltsame Lusthülle, die auch den geistigen Weltkörper eines Buches umwittert, dumpf und unwahr ist; es ist Bonsels im Treibhaus.

Der Geschehensinhalt flieht die Verichterstattung, muß aber doch des besseren Verständnisses halber gefangen und rasch aufs Papier geworfen werden. Ein sogenannter Vagabund und zwei Frauen. Zur ersten, Asja, dem Armeleutelinde mit dem adeligen Herzen, der Bettlägerigen, Schwindfüchtigen. Zu Asja der Geistigen treibt ihn bis zu ihrem Tode: Eros; zur zweiten, Raja, der Geburtsadeligen mit dem gläsernen Herzen, der Hoffährigen, Lebensstrobenden, zu Raja, dem Meerweib, treibt ihn: Eros. Man sieht, das alte, ewige, grausame, tödliche Spiel seit der Austreibung aus dem Paradies, nicht erst seit Plato; der schwer aufsteigende und der schnell abfallende Ast unserer Seelenparabel, deren Gegenständlichkeit sich nur scheinbar in der Wesenheit des fremden Geschlechts vollzieht. Und Bonsels findet so wenig, wie alle vor ihm draußen, erlösende Rettung (ein Ding der Unmöglichkeit), denn die innere Erlösung birgt schon in sich selbst Errettung, wie das Ende den Anfang, wie der Tod der Frucht die Auferstehung des Samens. Der sogenannte Vagabund verläßt (halb zieht es ihn, halb flieht sie ihn) nach dem Branger seiner Selbsterniedrigungen, gestäubt, gerädert die Zweite, denn die Erste steht wieder auf und ruft in seiner Seele, vielmehr das Eblere in seiner Seele selbst, deren Sinnbild sie ist, ruft: „Stehe auf! Stehe auf!“ Eros ergreift ihn von neuem, Eros wird ihn nun durch ein Leben voll heiliger Not, voll seliger Unrast, voll göttlicher Siege tragen, um ihn nie wieder zu verlassen. Ueber Anfang und Ende aber wie ein Dom die unburchdringliche Bläue, das unerbittliche Werden und Vergehen, das in sich selbst Antwort, alleinige Antwort ist. Die Weltanschauung, wie wir sie wohl alle haben, wir Dichtenden, das Weltbild der großen Ruhe, der undurchbrechbaren Fläche, des Chaos, das Geseh ist: „Ich trat hinzu und schrieb Rajas Namen in den Sand. Die erste Woge verwischte ihn, als sei er tiefer eingeschnitten und verbläht, die zweite Woge nahm ihn spurlos dahin, die dritte fand den tausendjährigen Strand in seiner alten Wesenheit. Da schrieb ich mit zitternder Hand, ein leidender Mörder, Asjas Namen in den Sand. Die erste Woge verwischte ihn, als sei er tiefer eingesunken und verbläht, die zweite Woge nahm ihn spurlos dahin, die dritte fand den tausendjährigen Strand in seiner alten Wesenheit.“

Das Ganze ein Gleichnis voll tiefer Religiosität, so will es Bonsels, merkt der Empfänger. Aber nun ist Bonsels selbst der Held, und die beiden Frauen sind Gestalten dieses verkappten Helben wie dieser sie wünscht, nicht wie sie sind. So dunsten in das köstlich aufgewölbte Sonnenblau Wolken von Romanhaftigkeit; falschduftender, dem Opferdienst selbstzuführender Empfindung entlehnter Weibbrauch qualmt in die bebende Reinheit der Natur. So wird aus diesem Helben einer der verdächtigen, intellektuellen Strolche, für den sich freilich im Grund jeder Künstler hält, einer der geistigen Hampelmänner, die mit jenen Proletariern aus dem Herrenzimmer in unverkennbarer Vetterchaft stehen. So werden diese Frauen Nixenschwestern, die gar nicht wissen, wie nahe verwandt sie sind, halb Menschenwirklichkeit, halb Einbildungsfisch, so wirkt das Letzte zwitterhaft wie ein Geipenst, das in Umriß und Form erscheint, aber keinen Schatten wirft und durchsichtig schwebt, daß man die Mitternachtsmöbel dahinter schwoizen sieht. Das echte Gleichnis verlangt Daseinswahrheit ebenso wie das echte Märchen, seine Mutter, dessen Wirklichkeit in seiner tiefen Folgerichtigkeit und in der geradezu erstaunlichen Geschehnistätigkeit aller seiner Beziehungsmittel gefunden werden kann. Dieses wahrhaftige und darum sachliche Gleichnis, groß, gewaltig in seiner Einfachheit, ist Bonsels nicht gelungen. Es ist vielleicht überhaupt erst dreimal geschaffen worden: in der Bibel, im Faust und in den Brüdern Karamasoff; aber selbst Dostojewski

*) Literarische Anstalt, Ratten & Voening, Frankfurt/M.

schreit Paul Ernst das Schreckenswort in die Gruft
hinab: unwahr ist dein Aljoscha, weil du selbst unwahr
bist; nur der Erlöser kann den Erlöser gestalten.

Was uns von Bonsels an Gewinn bleibt, ist heilige
Stimmung, beinahe Andacht. Der nachhaltige Zauber
der Persönlichkeit Asjas oder des Teiles der Seele
Bonsels, den er sich so ersieht (was wir in den Frauen
finden, ist ja nur Teil unserer Seele, den wir suchen);
was Bonsels an Gewinn von uns bleibt, ist rückhalt-
lose Anerkennung des großen Künstlers (es ist merk-
würdig, ich kann ihn bei diesem Buch nicht Dichter
nennen), des reifen Meisters, des überlegenen Ge-
stalters, um so mehr, als man da und dort dem Kiesel
fachmännisch abmerkt, wie schwer es war, die Speise
zu schaffen und zu rühren. Klug, sorgfältig und un-
merklich wie Raphael weiß Bonsels alle fremden Erze
zu sammeln und in seinem Werk zu verarbeiten. So
hat er sich auch das Edelste zu eigen gemacht, was, wie
mich dünkt, der Expressionismus hervorgebracht hat, die
Erhebung der Anschauungsfreiheit vom Mittel zum
Zweck künstlerischen Formwillens. Von diesem Gipfel
herab gelingen ihm Ausdrucksweisen von so großer
Schönheit, wie dieser Satz:

„Die Lider über den Augen waren das Hellste der
bleichen Landschaft dieses Angesichts aus Menschen-
anmut, Schlaf und Ferne.“ (Albert Ehrenstein: Was
wollt ihr Weiber, nacht . . . nicht acht! ich eure sanfte
Landschaft.)

Ja, alles ist Stil, Fülle und Tiefe der Gedanlich-
keit, Erhabenheit der Empfindung, daß man es ver-
schmäh, in die Hände zu klatschen; ich kenne kein Buch,
das so unbändig Rhythmus, so ganz ausschließlich Mu-
sikalität ist. Es bedeutet Meisterwerk der Schriftsteller-
kunst im technischen Sinn, Höchstleistung künstlerischen
Gestaltungsvermögens und zugleich stärkster Ausdruck
neuezeitlichen Geistes, der sich ja in Bonsels wie in
wenigen noch entzündet. Allein dieser lechte Besitz be-
dingt auch schon die Schranke. Es ist nichts, was an
die Pforten der Ewigkeit klopft, kein Wurf, der mit
Donnerlaut in die Zukunft bricht. Die dritte Woge
wird auch Groß und die Evangelien aus dem Sande der
Zeit vermischt sehen.

Nur noch ein Wort, scheinbar verspätet, scheinbar an
falscher Stelle, scheinbar sogar unnötig, jedoch mir so
wichtig, daß ich es gerade jetzt erst, und mit besonderem
Nachdruck ausspreche. Es gibt eine Stelle von dichte-
rischer Kraft, es gibt eine Stelle von echter Wahrhaftig-
keit, ein geschwinder Augenblick, in dem der eigentliche
Bonsels, der Bonsels der Biene Maia gewissermaßen
gegen seinen Willen wie ein Geucht aufleuchtet und wie-
der verschwindet. Der Dichter (ach, nun sage ich doch
Dichter!) hat sie, so unscheinbar sie ist, in die Mitte ge-
stellt, so daß sie anmutet wie der lebendige Körper zwi-
schen den schillernden, blutleeren Schmetterlingsflügeln:
ich meine jene Stunde auf der Wiese, am Rand des
Baches, im Sonnenschein, unter dem goldenen Himmels-
dach . . . ich meine die Begegnung mit dem Mädchen im
Rahn. Mehr kann man aber nicht über so Süßes und
Bartes sagen.

Karl Lieblich.

Literarische Rundschau

Waldemar Bonsels: Eros und die Evangelien — Karl Rheinfurth: Waldemar Bonsels, Eine Studie — Carl Stange: Waldemar Bonsels, seine Dichtung und Weltanschauung — Waldemar Bonsels: »Das Feuer« (Gebichte) — Kurt Münzer: »Leidenschaft« — Rousseaus »Neue Heloise«, neu herausgegeben von Curt Moret, mit Bildern von Grav. Lot und Chodowiecki — Adolf Freiherr von Knigge: »Reise nach Braunschweig«, neu herausgegeben von Heinz Amelung — Richard Graf Du Moulin-Edart: »Hans von Bülow«

Im letzten Kapitel der »Menschenwege«, des Werkes von 1917, erzählt Waldemar Bonsels von einer Vision: »Ich erblickte, schon halb im Traum, eine Wiege, die unter einem hellen Stern schaukelte, als schwebte sie. Sie bewegte sich langsam zur Melodie eines qualvollen und süßen Liedes, von Pol zu Pol der Welt unsrer Tage. Die Pole waren hier Eros, dort die Evangelien, und ich ahnte in der unaussprechlichen Zuversicht, die eine Vision vermitteln kann, daß einst, wenn sie zur Ruhe kommen würde, ein neuer Gott ihr entseigen sollte, mit den heiteren Zügen eines guten und klugen Menschen.« Dies Gesicht einer Vereinigung von irdischer und himmlischer Liebe wacht wieder auf in dem kürzlich erschienenen zweiten Teil der als Trilogie geplanten »Notizen eines Vagabunden«, betitelt nach den beiden Polen, zwischen denen die Wiege des zukünftigen Gottes schaukelt: Eros und die Evangelien (Frankfurt a. M., Rütten & Loening).

Eine Doppelerzählung von bewußt antithetischem Charakter, zusammengehalten durch die Persönlichkeit des sie beide erlebenden »Vagabunden«, in dem wir gewiß nicht im platt biographischen Sinne schlechtweg den Dichter selbst erblicken dürfen, obgleich Bonsels, wie wir wissen, als unstet Umherschweifender jahrelang durch die Welt gefahren ist, der aber doch, in seiner geistigen Haltung mit ihm eins, als eine Art idealer Forderung und Erfüllung seines Wesens zu verstehen ist. In der ersten Erzählung des neuen Bandes (»Der Tod«) macht der Vagabund die Bekanntschaft eines von schwerer Krankheit ans Bett gefesselten Mädchens und erlebt an dieser Asja, deren Leib und Geist sich schon von der Erde gelöst haben, die ganze Bönne einer seelischen, von jedem irdischen Begehren befreiten Gemeinschaft. »Alle Krankheiten«, belehrt Asja ihn, »sind Entfesselungen der Seele aus der Welt der Sinne. Ich glaube, daß der Tod der hellste Wipfel dieser Höhen der Freiheit für unser Bewußtsein zu werden vermag.« Dieser Gemeinschaft zuliebe streift er sein Berufsleid ab, um seine alte Verpflichtung einzutauschen gegen eine wertvollere, gegen die, Asja zu Diensten zu sein, solange sie noch lebt. Zwar weist sie das Geld, das er für sie von einem reichen Manne erpreßt hat, mit strenger Miene zurück, aber daß er ihr seine Tage und Nächte opfert, duldet sie in der Gewißheit, daß nichts darüber versäumt wird, was wichtiger und wertvoller

wäre als dieser Seelenaustausch. So erstieht den beiden in den armen vier Wänden des Krankenzimmers eine Welt, die keiner andern zu vergleichen ist, die ihren eignen Himmel und ihre eigne Erde hat, obwohl ihre Gemeinschaft so ernst und von so großer Herbe ist, »wie nur die Jugend zu sein vermag«. In diesem unendlich beglückenden Gefühl der Gemeinschaft erfüllt sich für ihn der Inbegriff der Liebe, nicht etwa von der Behmut der Entsagung gedämpft, sondern verklärt von wahrhafter Heiterkeit. Die Gespräche gipfeln schließlich in einer Auslegung der Evangelien, insbesondere der Gnadenbotschaft: »Nicht wir haben die Liebe erwählt, sondern die Liebe hat uns erwählt«. Immer enger verschmelzen ihrer beider Seelen in ein Lichtgebilde schöpferischer Vereinigung, als hätte Asjas Geist in seinem Einkehr gehalten, durch eine mystische Hochzeit. Und dieses Einswerden zur wahren Gemeinschaft, das nichts andres ist als die gesammelte Einkehr bei uns selbst, hinterläßt Asja, die Sterbende, dem »Vagabunden« als Liebes- und Lebensvermächtnis.

Dazu dann im »Mere«, der zweiten Erzählung, das Gegenstück: ein ausgesprochenes Liebesabenteuer mit einem Schloßfräulein, einer Baronesse, deren Jugend in ihrer Einsamkeit neben einer alten Schwerhörigen und kurzschichtigen Tante nach dem Manne lechzt. Die Ausmalung dieses Abenteuers streift durch Ironie und Humor hindurch zuweilen dicht an die Grenzen der Frivolität. Es schäumt ein Abermut, eine Lebens- und Augenblicksfreude und träumt doch auch wieder eine Schwermut und ein Ernst darin, wie sie unter allen Dichtern von heute wohl nur dem Verfasser der »Indienfahrt« und der Schloßgeschichte »Wartalun« eigen ist, ein Gemisch von Frechheit und Frömmigkeit, wie sie nur einer wagen darf, dessen Kunst auf solcher Ehrfurcht vor allem Erschaffenen ruht wie die von Bonsels. Wo ist Asjas Bild und Gedanken? »Habe ich einst gesündigt oder sündige ich nun?« fragt sich das Herz, aber als Antwort hört es nur den süßlosen Frohsinn der großen Wellen erklingen, die sich bilben und zerwerfen, zergehen und sich erneuen unter der gleichen Sonne, in deren Himmelsflut die Brust sich hebt und senkt. »Im gleichen Sonnenschein, Asja, liegt weit in der Ferne, bei der großen Stadt, dein Grabhügel.« Einst waren die Sterne seine Geschwister, jetzt ist die Erde seine Gefährtin. Aber bald muß er erfahren, daß er bei der blonden

ja, einer Schwester der Teja aus den »Menschenwegen« und der Asra aus »Wartalun«, weder der Erste noch der Letzte ist. Nicht einmal der Rechte, denn dies kleine liebes-
 hungrige Fräulein, das nichts wissen mag von der Gemeinschaft der Geister, das nur Eros, den Gott einer heiligen, starken Jugendzeit, verehrt, zieht der Anbetung die Härte vor, mit der ihr Vetter Eberhard ihr aufwartet. Der Vagabund (oder hier der Student) löst sich und geht, tief vor sich selber gedemütigt und doch nicht untreu seinem doppelteiligen Wesen. Erheben aber kann ihn erst wieder Asjas Bild, das sich aus überirdischem Glanz zu ihm niederneigt: »Stehe auf! Stehe auf!«

Das Buch entläßt uns in einem unbehaglichen Zwiespalt. So oft auch versucht ist, beide Erlebnisse miteinander zu verbinden, es will sich kein Ganzes vor uns gestalten, das zur Einheit zusammenwächst. Man darf aber wohl nicht vergessen, daß der Trilogie noch der dritte, der Schlußteil fehlt, und muß hoffen, daß dieser erst den Dissonanzen die Harmonie bringen wird. Schönheiten, Wahrheiten und Tiefsinnigkeiten gibt es freilich auch in den Teilen genug. Bonsels' Naturnähe ist noch heute so jung und taufisch wie in der »Viene Maja« und dem »Himmelsvoll«, seine Daseins- und Erlebnisfreude so schicksalsbereit wie in seinen Erstlingsbüchern »Leben, ich grüße dich!« und »Mare, die Jugend eines Mädchens«. Nur daß die Sprache anfängt, sich in mystische Schleier zu hüllen, die das Natürliche und Einfache verdunkeln und die Gefahr der Manier heraufbeschwören. Ein Satz wie der auf Seite 180: »Der Wert meiner Hoffnung erzitterte und schmückte Rajas leichtes Kleid am Fall des Knies, wo er haften blieb, wie mißachtetes Geschmeide, wie ein verratenes Heil« entfernt sich ebenso weit von der Natur wie von der Klarheit. Das Wort Asjas zu dem Vagabunden »Hast du etwas zu sagen, das schön und wahr ist, so sage es einfach und geduldig« sollte sich auch der Dichter Bonsels gesagt sein lassen.

Bonsels', des Vierzigjährigen, Ruhm und Erfolg stehen heute auf einer Höhe, wie sie kaum ein zweiter zeitgenössischer Dichter erklommen hat. Literaturgeschichte und Religionswissenschaft beschäftigen sich gleich eifrig und ernstlich mit ihm. Karl Rheinfort hat eine freilich etwas kritiklose, aber tief eindringende und gedankenreiche Studie über ihn und seine Werke geschrieben (Berlin, Schuster & Loeffler), die durch zwei ausdrucksvolle Bildnisse und einen selbstbiographischen Abriß des Dichters einen besonderen Wert bekommt, und der gelehrte Göttinger Theologieprofessor Carl Stange hat in den Studien des Apologetischen Seminars in Wernigerode (6. Heft, Gütersloh, E. Bertelsmann) einen Vortrag

über seine Dichtung und Weltanschauung erscheinen lassen, der bei gelinder Kritik mehr noch als seine dichterische seine religions-schöpferische Bedeutung würdigt. Beide feiern ihn als den Dichter und Ergründer des Herzens, eines »Hortes der Liebe, deren Fülle allein Erlösung wirkt«, als einen Freudebringer und Lebensbereicherer, als einen Evangelisten des wahren Lebens, den Stange allerdings nicht ohne leise Besorgnis zuweilen, besonders in dem großen Roman »Wartalun«, in eine Verberrlichung des Sinnlichen abirren sieht.

Gleichzeitig hat Bonsels seine lyrischen Dichtungen, die vor zehn Jahren in einem (inzwischen längst vergriffenen) Bändchen erschienen waren, gesichtet und um die Verse der letzten Jahre bereichert. Von ihrer flammenden und jauchzenden Jugendlichkeit haben sie dadurch nichts eingebüßt; noch heute tragen sie ihren Titel »Das Feuer« zu Recht (Berlin, Schuster & Loeffler). Nach den Prosabüchern, die ihrem innersten Wesen nach gleichfalls durchaus lyrisch sind, sagen sie uns nichts Neues, wie sie denn auch zum großen Teil aus den eingestreuten Liedern jener Bücher gespeist werden. Aber sie finden nicht selten den bündigsten und lautersten Ausdruck für deren letzten und tiefsten Sinn und werden schon deshalb den Verehrern der Bonsels'schen Muse teuer sein. Gleich das erste Gedicht gibt den Grundakkord, auf den fast alle bis zum »Don Juan«, dem Epos von Gott »Teufel«, wie Rheinfort diese Dichtung nennt, gestimmt sind:

Vor Tag

Und als der Morgen glühte,
 Hob meine junge Seele sich,
 Von Gott begnadet und geliebt
 Und wie zum großen Kampf geübt
 Und jugendlich und jugendlich
 Und überreich an Güte.

Mein Herz, berauscht vom Brennen,
 Das auf die neue Erde sank,
 Erblickte jauchzend tief im Licht
 Der eignen Liebe Angesicht,
 Und ward zu Feuer und Gesang
 Und leuchtendem Erkennen.